

100 Jahre ökumenische Bewegung und die verwirrende „Vielheit“ der Ökumene

Als sich im Juni 1910 über 1000 Vertreter von evangelischen Missionsgesellschaften in London versammelten, ahnten sie nicht, dass sie damit den Startschuss für die so genannte „ökumenische Bewegung“ geben würden. Ebenso wenig konnten sie mutmaßen, dass 100 Jahre später 130.000 Menschen und Christen verschiedenster Konfessionen zu einem „Ökumenischen Kirchentag“ in Deutschland, wo die letzte große Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert ihren Ausgangspunkt nahm, zusammenkommen würden. Über manche Fortschritte wären die Väter der ökumenischen Bewegung vielleicht beglückt gewesen, aber über viele Entwicklungen wahrscheinlich auch bestürzt. Einer Theologie des kleinsten gemeinsamen Nenners oder einem Dialog der Konfessionen oder Religionen, der die absolute Wahrheit des Evangeliums von Jesus Christus relativiert, hätten sie keineswegs zugestimmt. Auf alle Fälle wären sie darüber bestürzt gewesen, dass ihr ureigenstes Thema, die Mission unter Nicht-Christen, so aus dem Blickfeld der Ökumene verschwinden würde.

1. Die Missionskonferenz von Edinburgh 1910

Vom 14. bis 23 Juni 1910 versammelten sich im schottischen Edinburgh genau 1.355 Vertreter von 159 evangelischen Missionsgesellschaften zu einer „Weltmissionskonferenz“. Nur 17 der Teilnehmer kamen aus den „jungen Kirchen“ in Übersee, der große Rest aus Europa oder Nordamerika. Vertreter orthodoxer National-Kirchen oder der Römisch-Katholischen Kirche waren ebenso wenig eingeladen wie die Vertreter der damals noch diskreditierten und gerade entstandenen Pfingstgemeinden, die heute die Mehrheit des lebendigen Protestantismus bilden.

Schon hatten sich evangelikale oder pietistische Protestanten zu Missionskonferenzen versammelt (1854, 1878 und 1888 in London; 1854 und 1900 in New York), aber von der schottischen Konferenz ging nach Meinung der Teilnehmer ein besonderer, ein ökumenischer Impuls aus. Die Konferenzen, Arbeitsgruppen und Kongresse in den folgenden Jahrzehnten führten 1948 zur Gründung des „Ökumenischen Rates der Kirchen“ (ÖRK) mit Sitz in Genf, als zentralem Organ der so genannten ökumenischen Bewegung. Im ÖRK sind heute 349 evangelische und orthodoxe Kirchen Mitglieder, die katholische Kirche besitzt einen Gaststatus. In Deutschland tritt der ÖRK vornehmlich über die „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen“ (ACK) auf.

Diese Entwicklung von 1910 bis 1948 ist deswegen so erstaunlich, weil nicht die Ökumene, sondern die Mission unter Nicht-Christen das Zentrum der Konferenz bildete. Dies lässt sich natürlich leicht am Namen der Konferenz ablesen. Die Ausbreitung des Evangeliums auf der ganzen Welt sollte gefördert werden. Man wählte daher als Losungswort: „Die Evangelisation der Welt in dieser Generation“. In sieben der folgenden acht Arbeitsbereiche wollte die Konferenz – unter der Leitung der charismatischen Persönlichkeit des amerikanischen Laien *John Mott* (aus der „Methodistischen Kirche“) – Fortschritte machen:

- Die Ausbreitung des Evangeliums über die nichtchristliche Welt;
- Die Kirche auf dem Missionsfeld;
- Die Missionsschule und die Christianisierung des nationalen Lebens;
- Die Botschaft der Mission im Blick auf die nichtchristlichen Religionen;

- Die missionarische Vorbildung;
- Die Grundlage der Mission in der Heimat;
- Mission und Regierung;
- Zusammenarbeit und Förderung der Einheit.

Diejenigen, die diese Konferenz – gerade in diesem Jubiläumsjahr 2010 – als Startschuss für die Ökumene der Neuzeit feiern, muss man daran erinnern, dass eindeutig die klassischen Themen der Evangelisation und Missionsbemühungen der Christenheit im Zentrum der Konferenz standen. Dies zeigt auch der Schlussappell des Konferenzvorsitzenden John Mott, der mit dem markigen Satz beginnt: „Das Ende der Konferenz ist der Anfang der Eroberung ...“. Was heute vorschnell als „imperialer Geist“ dieser Zeit interpretiert wird, kennzeichnet den Willen der evangelischen Missionsgesellschaften im ursprünglichen Sinn des Evangeliums: „*Gehet hin alle Welt und macht die Menschen zu meinen Jüngern, taufte sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes ...*“ (Mt 28,18-20).

Erst in den folgenden Jahren kam das Thema der „Einheit“ stärker ins Spiel. *Lord Balfour von Bourleigh* sprach es so aus: „*Die Verschwendung von Kraft, von Männer und Frauen, von Geldmitteln, die durch die Zersplitterung hervorgerufen sind, ist sie nicht ein Treubruch gegen den, den wir als unseren gemeinsamen Herrn ansehen? ... Wahrhaftig, dessen ist mehr, was uns eint, als dessen, was uns voreinander fernhält!*“ Ein prophetisches Wort für die kirchlichen Gemeinschaften, die aus der reformatorischen Bewegung hervorgegangen waren. Über Jahrhunderte hatten sie mehr Kraft darauf verwendet, sich gegenseitig das Wasser abzugraben. Unter dem Stichwort der „Konfession“ waren Kriege geführt und Blut vergossen worden. Die einen waren für die Kindertaufe, die anderen strikt dagegen. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts waren viele evangelische Konfessionen untereinander viel stärker verfeindet als mit ihren katholischen oder orthodoxen Brüdern und Schwestern. Den jungen Pfingstkirchen hatte man beispielsweise in der „Berliner Erklärung“ von 1909 nichts Geringeres als den „Geist von unten“ unterstellt. Damit meinte nicht etwa eine demokratische Basisorientierung, sondern eine dämonische oder satanische Prägung dieser Gemeinschaften. Einen schlimmeren Vorwurf kann es unter Christen kaum geben.

In den Jahren zwischen 1910 und 1948 – nach den furchtbaren Schrecken von zwei Weltkriegen – rückte das Thema Frieden und Einheit immer mehr in das gemeinsame Wollen und Wirken der Bewegung, die von Edinburgh ausging. Als vielfach zitiertes biblisches Motto kam vor allen Dingen die Abschiedsrede Jesu aus dem Johannesevangelium stärker ins Bewusstsein der Missionsgesellschaften und Kirchen. Naheliegender war dies vor allen Dingen deswegen, weil Jesus hier den Erfolg der Mission an die Einheit der Christen koppelt: „*Damit die Welt glaubt*“ (Joh 17,21), sollen die Christen untereinander eins sein, so wie der himmlische Vater und Jesus eins sind. Ein hoher Anspruch für die nahezu unüberschaubare „Vielfalt“ von protestantischen Konfessionen zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

2. Die seltsame „Vielheit der Einheit“ beim ökumenischen Kirchentag

Springen wir 100 Jahre weiter in die bayrische Hauptstadt, um zu sehen, wie sich die ökumenischen Dinge entwickelt haben. Hier versammelten sich Mitte Mai 2010 über 130.000 Besucher

zum 2. Ökumenischen Kirchentag. Zur Enttäuschung der Veranstalter kamen damit 35 Prozent weniger als noch vor sieben Jahren beim ersten Ökumene-Treffen dieser Art in Berlin. 59 Prozent der Besucher in München waren evangelisch und 41 Prozent katholisch. Als Veranstalter fungierten gemeinsam der Deutsche Evangelische Kirchentag und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, zwei Laien-Organisationen, die freilich finanziell und organisatorisch stark von evangelischen Landeskirchen und der katholischen Kirche unterstützt wurden. Orthodoxe, katholische und protestantische Würdenträger waren gekommen, um Gottesdienste oder Vorträge zu halten. Vor dem Hintergrund, dass die letzte große Kirchenspaltung der Christenheit vor nunmehr knapp 500 Jahren in Deutschland ihren Ausgangspunkt nahm, kein einfaches Unterfangen.

Funktioniert jetzt die vielfach propagierte „Einheit in der Vielfalt“, die „Ökumene auf Augenhöhe“? Hat die Ökumene in den letzten 100 Jahren hierzulande so große Fortschritte gemacht, dass evangelische, katholische und orthodoxe Christen gemeinsam ein fünftägiges Fest des Glaubens feiern können? Hier könnte von allerlei schönen oder auch ärgerlichen Begebenheiten berichtet werden. Jugendliche drängten sich zu Tausenden bei Gebetsnächten unter dem Titel „Nightfever“ oder „stay and pray“ in der Münchener Innenstadt. Aber auch Homosexuelle konnten auf 28 Veranstaltungen offensiv für ihre Lebensweise werben. Darum kann und soll es aber hier nicht gehen. In der Berichterstattung der Medien, auch in der Wahrnehmung der Veranstalter standen drei Geschehnisse eindeutig im Fokus des Interesses. Sie mögen einseitig erscheinen, werfen aber ein bezeichnendes und vielleicht auch bizarres Licht auf die seltsame Ökumene von München.

Das Comeback der „Frontfrau des Protestantismus“

Einmütig als „Star“ dieses ökumenischen Treffens wurde eine Person gehandelt: *Margot Käßmann*. Wie kaum eine andere Person in Deutschland trägt sie das Schild der „Ökumene“ breit auf ihrer Brust. Nach ihrem Studium in den linken Hochburgen evangelischer Theologie in Tübingen, Edinburgh, Göttingen und Marburg wurde sie schon 1983, in außergewöhnlich jungem Alter, in den Zentralaussschuss des ÖRK gewählt. Die Führungsebenen des ÖRK, die in den 80er Jahren als kommunistisch unterwandert galten, warben in dieser Zeit für das „Anti-Rassismus-Programm“ und linksorientierte Befreiungsbewegungen. Von 1991 bis 1998 war Frau Käßmann dann Mitglied des Exekutivausschusses des ÖRK und vertrat die Themen: Frieden, Gerechtigkeit, Emanzipation und Bewahrung der Schöpfung. Genau mit diesem Themenkanon prägte sie von 1995 bis 1999 als Generalsekretärin des Evangelischen Kirchentages auch die Protestantentreffen.

Auf dem ökumenischen Kirchentag wollte Frau Käßmann nun bei 14 Veranstaltungen auftreten. Gespannt wartete die Öffentlichkeit auf ihre erste „Bibelarbeit“ über die Sintflutgeschichte und die Arche Noah (Gen 6-9). Gespannt deshalb, weil sie genau 80 Tage zuvor überraschend von ihren Ämtern als Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD) und als Landesbischöfin von Hannover zurückgetreten war. Betrunkene hatte sie zu Beginn der Fastenzeit eine rote Ampel in ihrer Heimatstadt überfahren und war nach starkem öffentlichem Druck schließlich zurückgetreten. Nun wartete man auf ihren ersten öffentlichen Auftritt nach dem Rücktritt.

Die 6.000 zumeist älteren Besucher in einer Messehalle in München-Riem begrüßen Margot Käßmann mit stehenden Ovationen und minutenlangem Beifall bei ihrem Comeback. Darüber ist die ehemalige EKD-Chefin selber erstaunt und gerührt. Das tue ihr gut, sagt sie. Der evangelische Präsident des Ökumeni-

schen Kirchentages, der Medizinprofessor Eckhard Nagel, dankt der promovierten evangelischen Theologin zu Beginn der Veranstaltung für ihre Bereitschaft, am Christentreffen mitzuwirken und lobt sie als „Vorbild für viele und ein Bild für Vertrauen“. Was die Basis dieser Vorbildhaftigkeit, dieses Vertrauens sein soll, bleibt allerdings ungesagt. Frau Käßmann selbst bemüht immer wieder den Begriff der „Wahrhaftigkeit“, zum Beispiel im Zusammenhang mit ihrer Ehescheidung. Sie steht zum eigenen Scheitern, was sie für viele sympathisch macht, die Ähnliches erleben. Nach ihrer Alkoholfahrt gibt sie zu, dass sie „einen großen Fehler gemacht“ habe. Deswegen sei sie von ihren Ämtern zurückgetreten. Ihre Anhänger finden das glaubwürdig und vergessen dabei, dass es erst die verheerenden Schlagzeilen auf den Titelblättern vieler Zeitungen waren, die in ihr den Rücktrittsentchluss reifen ließen, wie sie jüngst auch selbst in einem Interview des „Spiegel“ zugibt.

Nun aber ist die „Frontfrau des Protestantismus“ zurück, wie dieselbe Zeitung titelt, die ihren Rücktritt auslöste. Frau Käßmann ist in der überfüllten Messehalle bei ihrer „Bibelarbeit“ über die Arche Noah wieder ganz die Alte. Sie steht zu ihren vielfach kritisierten Aussagen zum Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr („Nichts ist gut ...“) auch nach mehrmonatiger Denkpause, in der sie übrigens nicht, wie angekündigt, in das Land am Hindukusch gereist ist. Sie fordert „mehr Phantasie für den Frieden“ und fügt nun abmildernd und ein wenig selbstkritisch hinzu, auch in der Kirche sei nicht alles gut. Ihr Kampfesmut ist offenbar nicht erloschen, denn unter dem Beifall der Zuhörer ruft sie aus: „Ich lasse mich gern lächerlich machen, wenn Menschen mir sagen, ich sollte mich mit Taliban in ein Zelt setzen und bei Kerzenlicht beten“. Es sei in der dortigen Kultur durchaus eine Form, Frieden zu schließen – eher jedenfalls als das Bombardement von Tanklastzügen.

Damit ist die evangelische Theologin übrigens bei einem Thema angelangt, das sie schon früher bewegte. Als junge Frau demonstrierte sie 1983 mit Hunderttausenden Friedensbewegten im Bonner Hofgarten gegen den Nato-Doppelbeschluss. Ganz in dieser Linie prangert sie auch in München an, dass die Ausgaben für den Militäreinsatz nach wie vor in keinem Verhältnis zu den Aufwendungen für den zivilen Wiederaufbau stünden: „1,5 Milliarden Euro hier, 250 Millionen Euro da. Ich kann keinen Vorrang für Zivil erkennen!“ Wie aber kommt Frau Käßmann von der Arche Noah zum Afghanistan-Einsatz bei dieser „Bibelarbeit“?

Dieser Spagat erforderte in der Tat einige Kunstgriffe. In der ersten halben Stunde ihres Referats langweilt sie in ungewohnter Weise ihre gespannten Zuhörer mit den gängigen theologischen Interpretationen, wie sie in den alttestamentlichen Kommentaren von Gerhard von Rad oder Claus Westermann zu finden sind. Das finden auch Theologiestudenten, die das für ihr Examen lernen müssen, nicht sonderlich aufregend. Dann aber macht sie einen kühnen Sprung. Sie setzt sich selber mit Noah gleich, der von Gott bekanntlich einen verrückten Auftrag bekommen hat – mitten in einer Bergegend ein Schiff zu bauen. Und so entsteht vor dem Auge des Zuhörers gleichsam die Drohung einer neuen Sintflut durch den bewaffneten Konflikt in der bergigen Gegend von Afghanistan. Margot Käßmann schlüpft in die Rolle des von Gott berufenen Propheten und eines belächelten Warners. Damit elektrisiert sie ihre Hörerschaft. Plötzlich warnte nicht mehr die Person Käßmann, sondern Gott selbst durch sie. Sie kann sich nun genauso „verrückt“ gebärden wie Noah, wenn sie mehr „Phantasie für den Frieden“, ein Friedenspalaver mit den Taliban bei Kerzenschein fordert. So paart sie unglaubliches Selbstbewusstsein mit ebenso unglaublichen Gleichsetzungen. Das Pu-

blikum feiert sie daraufhin und ist nicht zu einer Unterscheidung der Geister in der Lage.

Neue Gräben in der Ökumene – die Anti-Baby-Pille ein „Geschenk Gottes“?

Das zweite Geschehnis von München, das die Öffentlichkeit als herausragend wahrnimmt, spielt nur einen Tag danach. Wieder ist die Hauptperson Margot Käßmann. Im Münchener Liebfrauendom, wo die „Kathedra“ des Münchener Erzbischofs Reinhard Marx steht, predigt sie bei einem „Frauengottesdienst“. Unter Missbrauch des Gastrechtes, das sie in dieser Kathedrale besitzt und unter Missachtung der diplomatischen Gepflogenheiten gegenüber der katholischen Kirche nennt sie die Anti-Baby-Pille ein „Geschenk Gottes“. Natürlich ist ihr bewusst, dass sie damit die katholische Sexuallehre seit der Enzyklika *Humanae Vitae* von Papst Paul VI. auf den Kopf stellt. Im Hinblick auf die Entwicklungsländer warnt sie davor, Geburtenkontrolle und Verhütungsmaßnahmen zu verteufeln. Genau das scheint, ihrer Meinung nach, die gastgebende katholische Kirche zu tun, denn künstliche Verhütungsmittel wie etwa die Pille sind bekanntlich verboten. Im Münchener Liebfrauendom ersteht so die alte Polemik gegen Papst Paul VI., den 1968 als „Pillen-Paul“ diffamierten Heiligen Vater, wieder auf.

Wörtlich führt die evangelische Theologin bei ihrer Pillen-Predigt aus, die Etablierung der Anti-Baby-Pille habe für viele „etwas Anrühiges“ gehabt: „Wir können sie aber auch als Geschenk Gottes sehen. Denn da geht es um die Erhaltung von Leben, um Freiheit, die nicht gleich in Pornografie ausarten muss, so sehr die Sexualisierung unserer Gesellschaft natürlich ein Problem ist. Es geht um Liebe ohne Angst und um verantwortliche Elternschaft. Und für Frauen in der Tat um Sorge für das eigene Leben und das der eigenen Kinder.“ Und es gehe auch um die Entscheidung für ein Leben ohne Kinder, „die unsere Kirchen nicht immer gleich abwerten sollten.“

Dass damit neue ökumenische Gräben ausgehoben werden, scheint die „Frontfrau des Protestantismus“ – ganz in der polemischen Tradition Martin Luthers – nicht zu stören. Nachdem der ökumenische Konsens in den letzten Jahren schon bei der Frage der Abtreibung, der Sterbehilfe oder der embryonalen Stammzellforschung zerbrochen war, ist nun offenbar die christliche Ehe- und Familienethik an der Reihe. Der theologische Nenner der Ökumene wird also kleiner, denn hier geht es ja immerhin um den zentralen Punkt der Gnadentheologie, dem Hauptstreitpunkt zwischen Lutheranern und Katholiken seit der Reformationszeit. Mit dem Wörtchen „Geschenk“ spielt Käßmann auf die „Charis“ an, das Geschenk der Gnade Gottes, was sie schon an anderer und prominenter Stelle tat. Als sie vor ihrer Wahl zur EKD-Chefin im Herbst 2009 gefragt wurde, ob ihre Ehescheidung einer Wahl nicht entgegen stehe, antwortete sie: „Mir ist eine lebenslange Ehe nicht geschenkt worden.“ Von einem solchen Geschenk ist freilich in der Bibel nirgends die Rede. Vielmehr betont Jesus Christus selbst mit größtem Nachdruck die Unauflöslichkeit einer christlichen Ehe (Mt 19, 3-9).

Noch 1999 meint man sich im Punkt der Gnadentheologie in der „Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre“ zwischen Lutheranern und Katholiken geeinigt zu haben. Doch mehr als 100 evangelische Theologieprofessoren aus Deutschland hatten im Vorwege öffentlich Kritik angemeldet. Die reformatorische Zuspitzung, dass der sündige Mensch „allein aus Gnade“ gerechtfertigt werden könne, ließ sich in diesem Kompromisspapier nicht in der gewünschten Ausschließlichkeit wiederfinden. Dass der Mensch beim Gnadengeschehen des Christwerdens – und spätestens beim folgenden Christsein in der

einen oder anderen Form mitwirken müsse, schimmerte in vielen Formulierungen durch.

Auch die katholische Seite warnte übrigens mit prominenter Stimme. Zwar hatte sich der damalige Präfekt der Glaubenskongregation Joseph Ratzinger persönlich in die Einigungsbestrebungen eingeschaltet, was aber den angesehenen Professor der Dogmatik und Kardinal Leo Scheffczyk nach dem Erscheinen der Rechtfertigungserklärung nicht davon abhielt, Kritik anzumelden. Das „Wesen des Katholischen“ müsse erst bestimmt werden; die Förderung der Einheit der Kirche müsse erst bei der eigenen Konfession beginnen. Dem „Ökumenismus nach außen“ müsse ein „Ökumenismus nach innen“ vorausgehen – zumal in einem Katholizismus, der nicht mehr wisse, was er sei. Mit seiner Betonung des bleibend Katholischen wollte der Kardinal somit allen auflösenden Tendenzen innerhalb der eigenen Kirche, die sich nach dem 2. Vatikanischen Konzil entwickelt hatten, entgegenwirken. Der Dialog zwischen den Konfessionen könne nicht gelingen, so Scheffczyk. Mehr „worthafte“ als „seinshafte“ Übereinstimmungen würden dem Anspruch der Wahrheit nicht gerecht und versuchten nur, bleibende Unterschiede durch „Scheinlösungen“ zu übermalen. Typisch dafür seien Schlagworte vom „differenzierten Konsens“ oder der „Einheit in der Vielheit“, so der Theologe, der über 70 Publikationen zu ökumenischen Fragen veröffentlichte. Vor 10 Jahren wollte kaum jemand auf die Warnungen hören, heute denken viele anders.

So bleibt die Frage, wo denn überhaupt eine gemeinsame Basis in der Ökumene gefunden werden kann. Als solche erschien einige Jahrzehnte lang die Bibel, zumal als die ökumenische „Einheitsübersetzung“ für die gottesdienstlichen Lesungen beider Konfessionen eingeführt wurde. Aber auch diese Basis bricht. Die lutherischen Kirchen kehrten Anfang dieses Jahrhunderts zu ihrer „Luther-Übersetzung“ zurück. 2006 erschien die so genannte „Bibel in gerechter Sprache“. Diese Bibelübersetzung, die vom Neutestamentler und evangelischen Altlandesbischof Ulrich Wilkens in einem ausführlichen Gutachten als häretisch klassifiziert wurde, versucht alle männlichen, patriarchalischen oder sexistischen Formulierungen aus der Bibel zu eliminieren.

Doch zurück zur Pillen-Predigt von Frau Käßmann. Wie reagierte nun die katholische Seite auf diesen Eklat im Münchener Liebfrauendom? Der Hausherr und Inhaber der „Kathedra“, Erzbischof Reinhard Marx, schwieg mehrere Tage lang. Als auf der Abschluss-Pressekonferenz des ÖKT Erzbischof Robert Zollitsch in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz von mehreren Journalisten um eine Stellungnahme zu Käßmanns Pillen-Äußerung gebeten wurde, sagte er nach einigem Zögern: „Die Anti-Baby-Pille ist menschengemacht und kein Geschenk Gottes“. Immerhin eine Klarstellung.

Das „gemeinsame Mahl“ als Basis der Ökumene?

Als drittes Hauptereignis des ÖKT gilt die orthodoxe Vesper auf dem Münchener Odeonsplatz. Hier auf konzentrierten sich in besonderer Weise die Erwartungen, da das „gemeinsame Mahl“ in ökumenischen Diskussionen, zumal von protestantischer Seite, als „Brücke“ für die Einheit der Christenheit bezeichnet und gefordert wird. Auf dem 1. Ökumenischen Kirchentag 2003 sorgte der Priester Gotthold Hasenhüttl aus dem Bistum Trier für einen Eklat, weil er gemeinsam mit Protestanten eine Eucharistiefeyer abhielt, obwohl dies offiziell verboten war. Hasenhüttl wurde in der Folge von dem damaligen Trierer Bischof Reinhard Marx von seinem Priesteramt suspendiert. Einen solchen Skandal wollte man in München vermeiden, daher ruhten besondere Hoffnungen auf der ökumenischen Vesper auf dem Odeonsplatz, die von orthodoxen Geistlichen gehalten wurde.

Das Wetter spielte leider nicht mit, und so mussten die Besucher bei kalten acht Grad Celsius an 1.000 Tischen und 2000 Bierbänken Platz nehmen. Die Veranstalter sprachen von insgesamt 20.000 Teilnehmern, die sich Wein, Wasser, Bio-Äpfel, Olivenöl und gesegnetes Brot geteilt hätten. Eingeladen waren Evangelische, Katholische und Orthodoxe, aber auch Atheisten und Andersgläubige. In Anlehnung an die biblische Speisung der 5000 wollte man ein „Zeichen der Gemeinsamkeit“ setzen. Angehen von der Vesper zeigte sich Alois Glück als katholischer Präsident des ÖKT: „Die Ökumene lebt von kleinen Schritten. Und ich glaube, wir haben heute einen großen Schritt gemacht“, gab sich der CSU-Politiker zuversichtlich.

Wesentlich euphorischer gab sich sein evangelisches Pendant, Eckhard Nagel. Das „Bild der 1.000 Tische“ werde in die Welt hinausgehen, etwas „Historisches“ sei geschehen. Diese Feier sei das „Herz der Ökumene“ gewesen. Demgegenüber kommentierte eine junge katholische Christin das Geschehen auf dem Odeonsplatz eher ungerührt und nüchtern: „Ökumene entsteht nicht durch gemeinsames Futter auf der Bierbank, sondern durch individuelles Gebet in der Kirchenbank“. Man dürfe dabei nicht vergessen, wer die Einheit schaffen könne, denn nicht umsonst würden Katholiken auf der ganzen Welt bei jeder Eucharistiefeier beten: „Schau nicht auf unsere Sünden, sondern auf den Glauben Deiner Kirche und schenke ihr nach Deinem Willen Einheit und Frieden.“

3. Die verwirrenden Ansichten einer Ökumene 100 Jahre nach Edinburgh

100 Jahre nach Edinburgh bleibt die Ökumene nach unzähligen ökumenischen Begegnungen, Konferenzen, Kongressen und Kommissionen ein schwieriges Feld. Der Besucher des Ökumenischen Kirchentages in München erlebt eine Christenheit, die sich in seltsamer Weise verwirrend und uneinig darstellt. Verschiedene Vorstellungen von der Einheit der Kirche werden ständig durcheinander geworfen. Hier von einem „Herz der Ökumene“ zu reden, gleicht der Quadratur eines Kreises. Die einen wollen Christen, Andersgläubige und Atheisten bei einer Vesper vereinen, die anderen suchen nach der verlorenen Einheit unter christlichen Kirchen oder Konfessionen.

Als besonderes Problem stellt sich die völlig unterschiedliche Verwendung des aus dem Griechischen kommenden Wortes „Ökumene“ her. Differenziert man nur in die heute verwendeten drei Hauptrichtungen (und nicht in insgesamt 9-10 Nebenrichtungen), so wird der Kern des Problems klarer. „Ökumene“ meint zunächst, allgemein übersetzt, die ganze bewohnte Erde, die „eine Welt“. Bezogen auf das Leben der Völker zielt das Wort dann auf das friedliche und gerechte Zusammenleben aller Nationen dieser Erde. Unter diesem ökumenischen Label treffen sich besonders die politisch, sozial und linksorientierten Ökumeniker und werben für bestimmte weltanschauliche Konzepte. Margot Käbmann ist die wohl bekannteste Vertreterin für diese Richtung im deutschsprachigen Raum. Das Thema ihrer Doktorarbeit beim ÖRK-Theologen Konrad Raiser lautete: „Armut und Reichtum als Anfrage an die Einheit der Kirche“. Sie träumt von einer Welt, die friedlich ist und wo die Unterschiede zwischen arm und reich weitgehend aufgehoben sind. Der ÖKT in München war vor allen Dingen ein Ausdruck dieser ökumenischen Richtung.

Die Vertreter einer zweiten Richtung beziehen das Wort Ökumene primär auf den „Dialog“ mit den Weltreligionen. Das friedliche und tolerante Zusammenwirken auf der Erde soll vor allen Dingen durch ein Miteinander der Weltreligionen gefördert werden. Intolerante Vertreter von Religionen, die weiterhin den Charakter der absoluten Wahrheit ihrer Religion vertreten, gelten

als potentielle Kriegsauslöser. Daher kämpfen diese Ökumeniker gegen alle „fundamentalistischen“ Strömungen. Das Missionieren wie noch in Edinburgh 1910 gilt als „imperialistisch“; heute sei es an der Zeit, die anderen Religionen „von innen her zu verstehen“ und sich entsprechend auszutauschen. Im deutschsprachigen Raum ist der Kirchenkritiker Hans Küng mit seinem Projekt „Welt-Ethos“ der prominenteste Vertreter dieser Richtung. Folgerichtig feierte man den Auftritt des buddhistischen Dalai-Lama auf dem ÖKT 2003 noch als große Errungenschaft.

Die Einheit der Christenheit, der christlichen Konfessionen und Denominationen, verbindet eine dritte Richtung mit dem Begriff Ökumene. Damit nimmt sie die ursprüngliche Bedeutung des Wortes auf, als Vertreter der noch ganz jungen Christenheit vielleicht im Jahr 50 zum ersten Apostelkonzil (Apg 15) in Jerusalem zusammenkamen. So wie damals unter der Leitung des heiligen Petrus und des Heiligen Geistes die Christenheit ihre Einheit zwischen Juden- und Heidenchristentum wiederfand, so wäre analog auch heute ein ökumenisches Konzil zu gestalten. Für ein solchen Einigungsweg Konzept nennt der 265. Nachfolger des heiligen Petrus, Papst Benedikt XVI., bei Ansprachen oder ökumenischen Treffen immer wieder die Stichworte „Umkehr“ und „Heiligkeit“.

Nicht die Fusion von Kirchenorganisationen, sondern vielmehr die innere geistliche Einheit, die Nachfolge Christi, steht für Papst Benedikt auf der Agenda der Ökumene. Je mehr sich Christen auf den Herrn zubewegen, desto näher kommen sie sich, einfach gesagt. Natürlich bewegt sich Benedikt auch auf den beiden ersten Feldern der Ökumene, der Einheit unter den Völkern und unter den Weltreligionen, aber in diesem dritten Bereich liegt sein eigentliches Arbeitsfeld, überblickt man die fünf Jahre seines Pontifikates – und zwar sowohl innerkatholisch wie außerkatholisch. Der Papst handelt hier als „Fels der Kirche“ (Mt 16,18), dem die Herde anvertraut ist (Joh 21,15-23). Diese Sicht einer Ökumene ist natürlich für viele protestantische Theologen oder Kirchenvertreter derzeit nicht annehmbar.

Da ich den Protestantismus aus eigener Anschauung und über Jahrzehnte kenne, bin ich in diesem Punkt optimistisch. Ich würde nicht vom „Stillstand der Ökumene“ oder gar von der „Eiszeit der Ökumene“ sprechen wollen. Dazu sind die Initiativen, die Papst Benedikt XVI. in seinem Pontifikat bereits gestartet hat, zu ermutigend. Zu erinnern wäre hier an die fast untergegangene ökumenische Predigt im Dom zu Regensburg 2006 (nicht zu verwechseln mit seiner Regensburger Vorlesung über die Gewaltbereitschaft in Religionen), die Schritte der Annäherung mit orthodoxen Kirchen und Kirchenrepräsentanten, die ausgestreckte Hand gegenüber der Pius-Bruderschaft oder die Schaffung neuer Personalordinariate (2009) für Anglikaner, die katholisch werden möchten. Übrigens ein absolutes Novum in den letzten 500 Jahren, dass Protestanten – ohne ihre geschichtlich gewachsene Spiritualität oder sozialen Bezüge aufgeben müssen – nun in die katholische Kirche aufgenommen werden können, wenn sie den Papst als Oberhaupt und den katholischen Katechismus anerkennen.

Der Weg zu einer wirklichen Einheit der Christenheit ist so schwierig, dass man auch den Papst nicht um diese titanische Aufgabe beneiden darf. Er wird sich genau fragen, wo denn das wirkliche Herzstück der drei großen Stränge der Christenheit – der Orthodoxie, der katholischen Kirche und des Protestantismus – liegen. Als Herzstücke werden in der ökumenischen Literatur häufig genannt: die Anbetung des Dreieinigigen Gottes in der „Göttlichen Liturgie“ bei der Orthodoxie, die Feier der Heiligen Eucharistie mit der Vergegenwärtigung des gekreuzigten und auferstandenen Jesus bei den Katholiken und natürlich die Bibel als lebendiges Wort Gottes bei den Protestanten. Wie sich in die-

sen drei Herzstücken eine Einheit schaffen ließe, ist derzeit aber völlig offen.

Ein „gemeinsames Mahl“, wie bei der orthodoxen Vesper auf dem Odeonsplatz, wäre für keine dieser drei Herzstücke ein Ersatz, allenfalls ein schwacher Abglanz der heilsgeschichtlichen Dimension von Liturgie, Eucharistiefeier oder Bibel. Hier liegen, trotz aller Versuche, sich in den letzten 100 Jahren unter Theologen zu verständigen, erhebliche Differenzen zwischen den christlichen Konfessionen vor. Die Abendmahlsfrage war der erste Anlass, weswegen sich die Protestanten in den 1530er Jahren untereinander zerstritten und bis heute nicht mehr zueinander fanden. Zwischen einem reformierten und lutherischen Abendmahl oder Herrenmahl liegen bis heute Welten. Wie grundlegend verschieden aber auch die Vorstellung zwischen dem Opfercharakter der katholischen Eucharistiefeier und der geglaubten „Realpräsenz Christi“ bei einer lutherischen Abendmahlsfeier ist, wäre eines längeren Exkurses wert. Hier mag der Hinweis reichen, dass nicht umsonst in jeder katholischen Kirche das „Allerheiligste“ im Zentrum steht und Gläubige den gegenwärtigen Gott mit der Kniebeuge begrüßen. Genau das aber fehlt in jeder lutherischen Kirche. Warum sollten Katholiken in eine gleichsam leere Kirche gehen?

Das Verständnis für die Herzstücke der jeweils anderen Konfession ist sicher in den letzten 100 Jahren gewachsen. So auch die Wertschätzung für die Bibel als lebendiges Wort Gottes („sola scriptura“). Evangelische Christen haben die Bibel unter Lebensgefahr in die entlegensten Gebiete der Welt gebracht und übersetzten sie in hunderte von Sprachen. Umso tragischer ist es natürlich, dass ausgerechnet protestantische Theologen wie Margot Käßmann genau an dem Ast sägen, auf dem sie sitzen. Vermeintlich historische Kritik an der Bibel, verfälschende Übersetzungen nehmen dem Protestantismus letztlich den Atem. Ganz davon abgesehen, dass die Bibel auch ein Teil der Tradition, der Lehrauslegung der Kirche ist und nicht in „Schrift und Tradition“ unterschieden werden kann, wie die Reformatoren meinten.

Die Ökumene steht nach 100 Jahren einerseits in der Gefahr, sich in der verwirrenden Vielfalt oder Vielheit zu verlieren oder andererseits nur noch einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu suchen. Davon aber könnte kein Christ leben. Hier zeigt sich die Orthodoxie gegenüber allen Tendenzen, den Kern des Evangeliums zu verwässern, erstaunlich resistent. Im Jahr 2002 schied deswegen Frau Käßmann mit einem lauten Knall aus dem ÖRK aus, weil die orthodoxen Vertreter unmissverständlich klar machten, dass sie eine Frau nicht als Bischöfin akzeptieren und mit ihr auch keine ökumenischen Gottesdienste feiern können. So verweigerte auch der Vertreter des Außenamtes der Russisch-Orthodoxen Kirche im Herbst 2009 der gerade frisch gewählten EKD-Chefin das Gespräch. Die Orthodoxie wirft vielen westlichen Kirchen „moralische Dekadenz“ vor, weil sie Homosexuelle in eheähnlichen Gemeinschaften segnen und sich nicht klar genug gegen die Tötung von Ungeborenen im Mutterleib stellen. Ein ökumenischer Kirchentag wie der in München baut auf dieser schwierigen Lage auf. Unklarheit in der begrifflichen Verwendungen des Wortes, unterschiedlichste Zielvorstellungen lösen letztlich ein Tohuwabohu von theologischen oder politischen Meinungen, religiösen Überzeugungen oder christlichen Ansichten und Lebensentwürfen aus. Das kann den einfachen Besucher mit relativ geringer Vorbildung beim ÖKT in München nur völlig verwirren.

Überblickt man die Entwicklung der letzten 100 Jahre von Edinburgh bis München, scheint bei aller Verwirrung und Uneinigkeit dennoch ein gewisses System erkennbar. Versammelten sich in Schottland die Vertreter der Missionsgesellschaften, um die traditionelle Mission unter Nicht-Christen voran zu bringen

(Arbeitsbereiche 1-7), ist davon in der Ökumene im Allgemeinen und in München im Besonderen kaum etwas zu hören. Die Christenheit hierzulande befindet sich im Niedergang, aber die Gewinnung von Andersgläubigen und Agnostikern scheint nicht mehr in unsere Zeit zu passen. Der Missionsauftrag Jesu, seine letzten Worte in den Evangelien und daher sein Testament, geraten in der westlichen Christenheit in Vergessenheit. Abgesehen von einigen Sonntagsreden, gibt es kaum praktisches und missionarisches Wirken.

Uneinigkeit und Verwirrung gefallen natürlich dem Widersacher Gottes und seinen diabolischen Strategien. Wenn die Christenheit mehr und mehr um sich selber kreist und darüber vergisst, dass mindestens fünf Milliarden Menschen noch keine Christen sind, fühlt sich der gefallene Engel auf der Siegerseite. Der einzige, der hier der Christenheit eine Perspektive geben kann, ist diejenige Autorität, die von den „Pforten der Hölle“ nicht überwunden werden kann. Man darf daher gespannt sein, welche Initiativen der „Papst der christlichen Einheit“, wie er bereits jetzt genannt wird, noch vorhat. Auf dieser Basis kann sich die Christenheit, auch im Blick auf ihre Einheit „zur Hoffnung berufen“ fühlen, wie das Motto des ökumenischen Kirchentages lautete.

*Dr. Heinrich E. Bues
Blankeneser Bahnhofstr. 12
22587 Hamburg*

*Dr. theol. Hinrich E. Bues: * 1954, verheiratet und Vater von drei Kindern; nach 16 Jahren als evangelischer Vikar und Pastor und 5 Jahren Forschungsaufgaben in der Ökumene; Studium der katholischen Theologie und Lizentiat 2004; Promotion in historischer Theologie 2006; seitdem Arbeit als freier katholischer Publizist (GKP) für verschiedene Zeitungen und Medienprojekte.*

IMPRESSUM

Verleger:

Fördergemeinschaft Theologisches e.V., Köln

Herausgeber:

Prof. Dr. Manfred Hauke, Via Roncaccio 7, CH-6900 Lugano
E-mail: manfredhauke@bluewin.com

Redakteur im Sinne des Pressegesetzes von Nordrhein-Westfalen:

Prof. Dr. Johannes Stöhr, Am Pantaleonsberg 5, D-50676 Köln

Nicht alle Deutungen und Meinungsäußerungen in unserer Zeitschrift entsprechen immer und in jedem Fall den Auffassungen des Herausgebers. Briefe an den Herausgeber können leider nur in Ausnahmefällen beantwortet werden.

Erscheinungsweise: in der Regel mindestens zweimonatlich, sonst monatlich.

Internetseite: www.theologisches.net

Produktion:

Verlag nova & vetera e.K., Bataverweg 21, 53117 Bonn.
Email: theologisches@novaetvetera.de, Telefax: 0228 - 676209

Konten der „Fördergemeinschaft Theologisches“ e.V. (gem. V.):

Konto 258 980 10 · BLZ 370 601 93 (Pax Bank eG Köln)

Konto 297 611 509 · BLZ 370 100 50 (Postbank Köln)

Für Auslandsüberweisungen:

Postbank: IBAN DE18 3701 0050 0297 6115 09, BIC PBNKDEFF
Pax-Bank: IBAN DE51 3706 0193 0025 8980 10, BIC GENODEDIPAX

Wir sind angewiesen auf Ihre Jahresspende von mindestens 20,- € und danken im voraus herzlich dafür.

ISSN 1612-6165